

ARMUTH, REICHTHUM, SCHULD UND BUSSE DER GRÄFIN DOLORES.

EINE WAHRE GESCHICHTE ZUR LEHRREICHEN UNTER-
HALTUNG ARMER FRÄULEIN AUFGESCHRIEBEN VON
LUDWIG ACHIM VON ARNIM.

Berlin in der Realschulbuchhandlung. Erster Band 348 S. Zweyter Bd 415 S.
1810. Mit Melodien (von Reichardt, Fürst Anton Radzivil, Beans Beor und
Louise Reichardt). (7 fl. 39 kr.)

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie,
Historie, schöne Literatur und Kunst. 8. Jahrgang III (1810) Band II,
Heft 16, S. 374—383.

Wir achten und lieben zumeist an einem Buche, was allein unvergänglich durch alle Zeiten fort dauert und bei den verschiedensten Aufforderungen wieder erkannt wird, die innere Kraft, aus welcher es hervorgewachsen, oder das eigenthümliche, ganz auf sich ruhende, nirgendsher erborgte Leben desselben. In jeder Zeit ist ein gewisser Schatz von Erkenntnis im Umlauf, der von einem grossen hervorragenden Geist derselben herrührt, oder worauf Glück und Unglück, das sie betroffen, hingeleitet hat. Darnach bildet sich das Talent und es entspringt eine gewisse Poesie, der wir nicht alle Wahrheit oder Schönheit absprechen, weil sie etwas allgemein Gültiges enthält und manches wieder ausdrückt, was wir als trefflich anerkannt; und nicht alles Leben, weil das Auffassen des Erkannten darin oft liebevoll ist und darum lebendig geworden, und weil sich dann immer auch einiges Individuelle wird eingemischt finden. Der Grad dieser Individualität bestimmt ihren Werth, doch weil das Beste davon nur der zweite Regenbogen ist mit blässern Farben, so kann sie nicht fort dauern, wenn eine andere Zeit in solchem Geist sich nicht mehr ausbreiten will, die nur das ursprüngliche Licht achtet und sie vergisst; ihrer Zeit aber ist sie nothwendig, wie sich historisch auch zeigen liess,

indem sie überall erscheint, da nichts einzeln und hart dastehen kann, sondern einen milden Übergang verlangt und das Edelste nur als die Blüthe und Spitze des Ganzen. Wir sollen sie als das Bedürfnis derer betrachten, die mit offenen Augen in das Licht zu sehen nicht vertragen, und für die Zukunft wie Pflanzen, die gesäet werden, um edlere Keime, die langsamer wachsen, weil sie höher steigen müssen, unter ihrer Richtung und ihrem Schatten aufgehen zu lassen.

Wir haben an diese Bedeutung der nachziehenden Poesie, woran unsere Zeit reich ist, erinnert und ihren Werth erkannt, um uns zu jener hinwenden zu dürfen, die einen grösseren hat, weil sie edler ist und frei geboren, in welcher allein der Weltgeist fortwächst und die darum seltner sich zeigt. Herrliche Pflanzen sind nicht häufig, jener gewaltige Baum von Toluca erscheint vielleicht nur periodisch und nur in wenig Individuen, oft wird er der einzige sein. Sie ist es, welche uns in dem Geist dieses Buchs begegnet. Es ist durchaus in dem reinsten Sinn das Wort originell; wir meinen damit, dass, während es alle Vortheile benutzt, welche die Zeit erwecken (wie etwa, um ein Geringes zu erwähnen, der freigegebenen Sprache), und welche die nachahmende Sucht nach dem Original nur verwirft, es doch gänzlich auf einer eigenthümlichen Ansicht des Lebens beruht. Was die Poesie sei, wird uns ein ewiges Geheimnis bleiben, wie das Leben selber, das unaufhaltsam fortschreitend stets ein neues Antlitz zeigt und zu keiner verlassenen Gestalt zurückkehrt. So thut jeder originale Dichter eine neue Welt auf, über die zu urtheilen wir kein Recht haben, sondern die wir anerkennen und ehren müssen; wir dürfen nur sagen, wie weit wir von unserem Standpunkt hinein sehen können, das haben wir als Recensent bedacht.

Wir begreifen die Neigung eines Dichters zum Roman leicht, indem er das wichtigste Buch der modernen Poesie ist. Er vertritt gewissermassen die Stelle des Epos. Dieses entspringt in der Zeit einer grossen Nationalgesinnung, es begreift daher in dem Ganzen jeden Einzelnen und seine Thaten schreiten über die Erde hin, wie ein grosses Heer, wie die Wanderung eines Volks; es dringt über die Felder, Berge, Thäler und

Flüsse, aber auch in die einsamste Hütte und betrachtet das niedrigste Leben, wie das höchste. Während unten bei lustigen Feuern das Volk sich lagert und tummelt, hat der König und die Helden die Nachtwache oben auf den Bergen, er sieht die Sterne und ihren Gang und welches Schicksal sie verkündigen, und auf seinen Ruf versammeln sich alle gehorsam unter ihm. Der Roman entsteht da, wo das Leben einsam geworden, in einem gemeinschaftlichen Interesse sich nicht mehr vereinigt, wo es keine öffentliche Versammlung mehr giebt. Er betrachtet die Erscheinung und das Streben des Einzelnen in dieser Zeit, die Verbindung der Familien, die wir als das Liebste und Wichtigste derselben ansehen: alles, was nicht erstarrt, sich noch regen und bewegen kann. Jemand also, der den Unterschied zwischen dem Antiken und Romantischen nicht wollte gelten lassen, weil er bloss ein historischer, nicht in der Natur begründeter ist, würde sich nicht damit begnügen, wenn der Roman nach der bekannten Definition ein romantisches Buch wäre, er würde auch das verlangen, was einst im Antiken war, nämlich ein gegenwärtiges Leben. Unsere Tragödie spielt meist im Antiken und Romantischen und hat sich abgelöst von all unseren Verhältnissen: bei den Griechen war die alte Mythengeschichte ihr Gegenstand, an welchen die Gegenwart noch mit tausend Fäden angeknüpft war und die als Chor personificirt auch wirkend eingriff. Eine Komödie giebt es kaum, doch das Wenige, was existirt, verfehlt nie seine Wirkung. So bleibt es dem Roman allein übrig, bildend und belehrend zu sein, indem er das Leben berührt; in diesem Sinn nannten wir ihn das wichtigste Buch und so wird hier (B. 2 S. 288) gefragt: „Was ist uns denn in einer Geschichte wichtig? Doch wohl nicht, wie sie auf einer wunderlichen Bahn Menschen aus der Wiege ins Grab zieht? Nein, die ewige Berührung in allem, wodurch jede Begebenheit zu unserer eigenen wird, in uns fortlebt, ein ewiges Zeugnis, dass alles Leben aus Einem stamme und zu Einem wiederkehre.“ Wer kann den Vortheil ermessen, den der Wilhelm Meister gestiftet? Hier muss das herrliche Verdienst Jean Pauls genannt werden und er der Dichter der Zeit im edelsten Sinne. Hierauf erwähnen wir den im 17. Jahrhundert

geschriebenen Roman von dem Simplicissimus, der allerdings in dieser Reihe steht und ein vortreffliches Buch ist: dass nicht alles darin abgemessen, wie wir messen, übersehen wir leicht, aber wir erstaunen über die grosse Lebendigkeit darin, über die reiche Erfahrung, die darin niedergelegt, und über das helle Bild jener Zeiten, das darin abgedrückt ist.

Wir stellen unseren Roman in diese Reihe, weil wir ein gleiches Hindringen und Hinweisen zum Lebendigen darin erkennen. Haben wir den Dichter verstanden, so ist seine Aufgabe, das Ewige und Unvergängliche der göttlichen Liebe, das Selbstvergessen in dem liebevollen Umfassen des Ganzen darzustellen, wie den nothwendigen Untergang eines gegen den im Allgemeinen offenbarten Gott verschlossenen, in sich zurückgezogenen Daseins. Die Liebe ist in dem Graf Karl, in einem edlen Gemüth, blühend, doch nicht übermässig, sondern in schöner Thätigkeit sich ausbreitend, Früchte zugleich tragend: adelich in rechtem Sinn, mit dem Bewusstsein, dass alle aus gemeinschaftlichem Boden erwachsen. Die Sünde ist in der Gräfin Dolores, innerlich leer und darum schlecht. Was ihn an sie knüpft, ist ihr Reiz und ihre Anmuth und die Engel, die aus ihren Augen blicken können. Denn wie einem leeren Gemüth die ganze Welt mit dem Grössten, was sie hat, bald unbedeutend wird, so trägt die Liebe sich in alles über und sie muss in allem Sinnlichen auch ein Geistiges, Übersinnliches voraussetzen, wie hier in der Schönheit, und das zieht ihn stets zu ihr hin. Meisterhaft ist es nun in ihrer Ehe dargestellt, wie ihr nichts helfen will, die innere Noth zu überwältigen; die Freude verwelkt ihr bald, wie Rübezahls Menschen, weil nur die Liebe ihr Dauer giebt: was er gesäet, ist bald verthan und in Augenblicken muss er empfinden, dass seine Liebe einsam sei, aber sein treues Gemüth lässt keinem bösen Glauben Raum. Die Rosen blühen noch um den Ring, wie sie aber nur fortleben, wenn der Thau eines reinen Himmels darauf fällt, nicht aber unter dem Gewitterdruck einer Schuld, so fallen sie ab, aber die Dornen bleiben übrig. Ein schlechtes Leben steht nicht still, es führt sich immer weiter: so wird sie auch von ihrer innern Trostlosigkeit zum Verbrechen geleitet. Damit

aber kann die Poesie nicht endigen: der Graf veründigt sich an ihr und darf ihr nun verzeihen. Dolores wendet sich zu einem besseren Leben, sie übt eine schöne Busse in grosser Mutterliebe und eine Reihe glücklicher Jahre sind ihr Lohn. Aber sie hat die That nicht vernichten können. Die ewige Gerechtigkeit übt ihr Recht und bereitet ihr durch jene den Untergang. Sie glaubt, der Graf habe dasselbe Verbrechen begangen, dessen sie gegen ihn sich schuldig gemacht, und der Schmerz darüber bringt ihr den Tod. Doch stirbt sie nicht in diesem Glauben, sondern in reinem Frieden.

Diese Ansicht haben wir von dem Buch gewonnen, wobei wir uns bescheiden, dass mannigfache Beziehungen und Bedeutungen uns verborgen geblieben. Es ist das Schicksal der Dichter, die Erklärungen aller berühmten werden das beweisen, fast immer nur von einer Seite erkannt worden zu sein, wie ja auch ein organisches Kunstwerk so verschiedene Auslegung zulässt und richtige, die der Dichter gerade nicht vor Augen gehabt.

Mit diesem Bewusstsein wollen wir auch unser Urtheil sagen. Am liebsten ist uns gegen die Sitte immer der Held gewesen, der Charakter des Grafen ist am beharrlichsten durchgeführt, die adeliche, reine und wieder so menschliche Gesinnung, die Liebe, die bei allen Wendungen und Anmuthungen des Schicksals treu bleibt und nicht untergeht, wie der Ring selbst aus dem Meer wieder hervorkommt. Wenn das Menschliche in ihm nicht recht ist, etwa in der Meinung, es sei Schwäche, dass er sich nicht alsbald gereinigt und getrennt von der Dolores, wie er empfunden, dass keine Liebe in ihr, als die zu ihr selbst, der sollte bedenken, dass wir durch solche Züge erst ein nahes Interesse und Vertrauen zu ihm gewinnen, da eine ganz überfliessende Vortrefflichkeit, wie etwa Albanos im Titan, uns allzuweit zurückstellt: hängt doch die alte Sage dem grössten Helden Deutschlands, dem Dietrich von Bern, die Makel an, dass ihm niemals der Bart wachsen wollte. In der Gräfin Dolores ist das Böse der Zeit. Mit grosser Kunst ist sie mit der edleren Natur des Grafen in mannigfachen Lagen zusammengestellt. Der ganze erste Band ist vortrefflich, in ruhiger Ent-

wicklung mit immer steigendem Interesse und voll originell erfundener Situationen. Auch die einzelnen Personen, die eintreten und Bedeutung in der Geschichte erhalten, müssen wir sehr rühmen, es ist eine grosse Wahrheit in der Darstellung dieser Naturen, in dem scharfgeschliffenen Frank, in Waller, der ein sündliches Gaukelspiel mit dem Heiligsten treibt, und in dem Baron, der wie die Grossohren bei Pomponius Mela und Plinius sich gar nicht zu schämen braucht, weil er sich in seine eigenen Ohren einwickelt. Die erste Hälfte des zweiten Bandes ist uns weniger lieb. Nicht etwa, als fänden wir das tiefere Versinken der Dolores nicht im Zusammenhang oder sei uns die Veranlassung nicht gut gewählt. Sie ist vielmehr recht aus der Zeit gegriffen und berührt eine Neigung moderner Frauen, die uns immer einer der unnatürlichsten Anblicke gewesen: wie auch die Alten (wir meinen einmal die nordischen) urtheilten, denn ein gutes Schwert durfte nicht in der Gegenwart einer Frau gezogen werden. Was uns zuwider, das ist der Markese, der einzige, in welchem wir kein rechtes Leben erkennen können. Was in ihm wahr ist, ein giftiger Sumpf mit leichter Bedeckung, auf welcher täuschend eine reiche Vegetation luxurirt, die anlockt und jeden, der sich nähert, hinunter stürzen lässt, dieses Entsetzliche unserer Zeit ist in dem Roquairol viel gewaltiger, tiefer und poetischer schon ausgeführt (wiewohl diesen das stete Bewusstsein der Schuld von dem Markese unterscheidet und ihn noch sündhafter macht). Klelie, die im ersten Band als Gegensatz zu der Dolores schön wie eine stillwirkende Heilige erschien, dachten wir, würde mehr in die Begebenheit eintreten, so aber ist der Blüthenschnee der Dichtung fast zu hoch auf sie gefallen. Manchmal scheint es uns, als ob die Idee des Buchs vor der innern Natur der Personen Gewalt gehabt. Wir müssen die Unendlichkeit der Gnade und Kraft der Busse anerkennen für die grösste Sünde, aber wir begreifen nicht oder haben keine Erfahrung davon, wie ein leeres Herz von Liebe je kann angefüllt werden, wie es von der Dolores behauptet wird: die Sünde, die gebüsst wird, setzt ein verlorenes Paradies voraus, das wieder erlangt wird. Dolores aber, so weit wir sie kennen, hat nie darin gewandelt.

Es ist ein schöner Gedanke, dass Johannes nun ein heiliges Leben führt und die Sterbende tröstet, aber für einen so räthselhaften Charakter hat der nicht leicht ein rechtes Urtheil, der bedenkt, dass die Heiligung des Lebens in der Geschichte meist als die Blüthe eines thatenreichen erscheint. Nach den Vedas ist den Braminen verordnet, wenn sie das Kind ihres Kindes sähen und ihre Haare grau, dann sollten sie sich zu einem heiligen Leben wenden. Auch von dem Minister müssen wir sagen, dass wir ihn nicht recht als leichtsinnigen Graf, der an seinem brennenden Palast seinen Zigaro anzündet, und als Entenfänger denken können. Beide einzeln aber sind gut, noch mehr aber hat uns der grillenhafte Alte angezogen mit seinen Automaten und dem unsichtbaren Mädchen. Dabei reden wir wohl am besten einige Worte von der Neigung zu dem Sonderbaren und Auffallenden, die in dem ganzen Buch nicht zu verkennen ist und die gewiss oft vorgeworfen wird. Wir finden sie ganz natürlich bei einem Dichter, der so auf das Lebendige und Individuelle hindringt. In einer Zeit, wo eine allgemeine Gesinnung herrscht, ein Nationalcharakter und ein bestimmtes Streben, da hat jede ausserordentliche Kraft Gelegenheit sich zu äussern und, indem sie ihre Stelle findet, wo sie sich thätig ausbreiten kann, gewinnt sie Mass und Begrenzung. Die grösste Kraft wird dann immer oben stehen, das ist die Auszeichnung und einzige Sonderbarkeit. In diesen Zeiten aber einer unendlichen Spaltung kann jede ausserordentliche einzelne Kraft sich kaum anders äussern, als so, dass sie den meisten Seltsamkeit ist: wer hat Gelegenheit oder den Willen, durch mannigfachen Verkehr mit der Welt ihr eine rechte Richtung zu geben und sie zu zähmen? So wird sie einsam stehend, festgedrängt nach einer Seite hin aufsteigen und ohne Mass sein. Wer will es aber dem Dichter verdenken, wenn er zu diesen Erscheinungen sich wendet, die immer eine lebendige Kraft voraussetzen, also poetisch sind, in dieser gar nicht poetisch reichen Zeit?

Die einzeln eingewebten Novellen, die alle, wie es sein muss, Bezug auf das Ganze haben, werden den meisten zusagen. Die Erzählung von der Fürstin rechnen wir auch dazu; obgleich

der Schluss durch sie sehr gut herbeigeführt wird, so nimmt sie doch zu viel Platz ein und schiebt ihn zu weit zurück. Sie hemmt den Strom der Dichtung, den sie durch zu viele Inseln in kleine Arme zertheilt; oder, um es anders auszudrücken, es sind in diesem Theil des Buches zu viele einzelne Bilder zusammengestellt, deren helle Farben uns vor den Augen flackern und in der ruhigen Betrachtung des Ganzen stören. Die komischen Stücke sind alle in ihrer verschiedenen Manier ungleichmäßig ergötlich, zumeist das Puppenspiel: witzig ist die Zeit in der Art copirt, womit der Messias sich einführt und verkündigt. Unter den ernsthaften geben wir der Pöpstin Johanna bei weitem den Vorzug. Dieses Bruchstück ist wunderbar herrlich: wir wissen nicht, wo der Zusammenklang des eben erwachten Blumenlebens der Kindheit mit der Natur zarter und rührender dargestellt wäre, und wir wünschen gewiss mit allen Lesern dessen Vollendung. In den Liedern ist eine tiefe Empfindung ausgedrückt. Nur wird die Freiheit, womit die Sprache darin behandelt wird, zumal für den Ungeübten beim ersten Lesen öfters eine Dunkelheit verursachen, die besonders in einem Lied nachtheilig ist, das bei seinem Schweben sehr klar sein muss, um den Zusammenhang nicht vermissen zu lassen. Eigenthümlich ist in vielen die Gewalt, mit welcher einzelne Augenblicke, die wohl ein jeder erlebt hat, ohne sie festhalten zu können, ergriffen sind. Wer ist etwa nicht einmal in einem grünen Wald gegangen, wo plötzlich ein leiser Wind die Bäume bewegt, dass ein wunderbares Licht durch alle Blätter dringt und die Regentropfen glänzend an allen Spitzen hängen; der alsbald wieder nachgelassen, die Blätter senkten sich wieder zu und das Licht war verschwunden und es war wie zuvor, die Erinnerung daran aber verschwand, wie ein Bild, das eben im Traum hell vor uns gestanden. Solche Momente werden uns in diesen Liedern zurückgerufen; wir wollen, was wir meinen, durch ein kurzes Beispiel deutlich machen, da ein grösseres der Raum nicht erlaubt. B. 2, S. 322:

Der Kirschbaum blüht, ich sitze da im Stillen,
 Die Blüthe sinkt, und mag die Lippen füllen:
 Auch sinkt der Mond schon in der Erde Schooss
 Und schien so munter, schien so roth und gross;

Die Sterne blinken zweifelhaft im Blauen
Und leiden's nicht, sie länger anzuschauen.

Wir meinen, dass jeder von diesen wenigen Worten muss berührt werden, noch mehr, wenn er sie mit der schönen Melodie hört. Die beiden Romanzen von Ost und West und von des Bergmanns ewiger Jugend haben wir mit grossem Vergnügen gelesen, die auch in der Sprache durchaus klar sind.

Von vielen anderen trefflichen Einzelheiten wollen wir nicht reden, sie gehören in den Zusammenhang und sind zur Lust für die, welche empfänglich sind, das Ganze zu lieben mit allen Eigenthümlichkeiten; zum Ärger aber für die anderen, weil sie sich doch wiederum nicht weglegnen lassen. Es lebt in dem ganzen Buche ein reicher Geist, eine freie Ansicht des Lebens und ein rechter Muth. Dafür, dass hin und wieder Nachlässigkeit in der Zusammensetzung zu erkennen, ist auch der Schimmer und frische Morgenthau einer freien Dichtung über das Ganze ausgebreitet, welchen die Qual und Noth eines mühsamen Zusammenarbeitens abwischt und den ein Spiegelglanz mit aller Politur doch nie erreicht. Wir gehören auch zu denen, welche die Poesie für eine freie Gabe des Himmels halten, die nicht kann erjagt werden, wie nach der alten Sage das Einhorn von keinem Jäger, welches aber freiwillig zu einer reinen Jungfrau kommt und sein Haupt auf ihren Schooss legt.

[anonym; im Verzeichniss: Von GVmr.]
